

Die Heimat

Monatschrift für das deutsche Haus. // Blätter zur Vertiefung des Heimatgefühls.
Gleichzeitig Verbandsblatt der Arbeitsstelle der Bezirksbildungsausschüsse u. Bücherräte Schlesiens.
Herausgegeben von der fachwissenschaftlichen Arbeitsstelle des deutschen schles. Landeslehrervereines.
Geleitet von Bruno Hanns Wittek.

4. Jahrgang.

Troppau, im Februar 1926.

Nummer 2.

Ernst Hetfleisch:

Aus dem Reiche der Sage.

Herr Baumeister Ernst Hetfleisch aus Friedeberg stellt uns in dankenswerter Weise sein umfassendes Heimatwerk „Aus dem Reiche der Sage“. (Von den Mulden- und Kesselsteinen im allgemeinen, den Fenesnapplan und allen hier vorkommenden Sagenformen und Sagen gestalten im besonderen zur Verfügung.) Den reichhaltigen, von eifriger Sammlerfreude getragenen Ausführungen entnehmen wir die für unser Blatt bedeutungsvollsten Abschnitte zur Veröffentlichung in laufenden Folgen.

Die Opfersteinfrage.

(Siehe auch L. Novak im „Altwater“.)

Ob die fogenannten „Opfersteine“ zu heidnischen Opferzwecken benützt wurden, darüber ward schon oft gestritten. Möglich ist es. Belebten doch die Germanen Wald und Feld mit Gottheiten und opferten ihnen auch. Beweise dafür kann man keine anführen.

Die niederösterreichischen Gebilde belebt das Volk mit den Truiten oder Trunen“, die in alter Zeit dort gehaust hätten, (Henne am Rhyn, Kulturgesch. d. deutsch. Volkes. I, S. 13) daher der Name Truidenstein, auf Rügen Druidenstein. (Druiden Dryiden, Dryiden waren keltische Priester); Lehrer, Weissager, Ärzte, Richter, Träger von Religion und Bildung, sie wohnten in Wäldern, hielten Gottesdienst in dichten Eichenhainen und auf Höhen. Wälder, Felsen, Quellen, Seen, Inseln gehörten zu ihren heiligen Stätten. Von ihnen stammen die Namen Druidenberge, Druidenhöhlen, Druidenaltäre. Die Druiaden, Druidenfrauen, galten als kluge weiße Frauen und Wahrsagerinnen. Ihre Heimat war Britannien. Das Wort ist abgeleitet vom keltischen Dru = Glaube.

In der wendischen Lausitz liegt bei Budissin der Tschernebog, ein Berg, der seinen Namen vom bösen Gotte, einem der zwei Haupt-

götter der lausitzischen Sorbenwenden hat. Auf ihm wohnten seine Priester, die dem Volke weissagten, woher auch der Name Frageberg stammt. Noch zeigt man den Kessel, in dem die Priester sich wuschen, die Kanzel, von wo sie herab zu ihrem Volke sprachen und den Altar, wo die Opfer dargebracht wurden. Von jenem Waschkessel geht die Sage, daß er noch heutigen Tages durch des Bösen Kraft niemals trocken werde.

Bei den Germanen wie auch bei vielen anderen Völkern ist der Glaube verbreitet, daß der Tote noch Nahrung braucht. Man gibt ihm diese ins Grab mit und gießt sie später in flüssiger Form auf das Grab. In Norddeutschland findet man die fogenannten Hünnengräber, altgermanische, aus 4—6 zusammengefügt, ungehauenen, großen Steinblöcken bestehende Grabstätten, deren Deckstein ein nicht selten 100 Zentner schwerer Findling ist. An der Oberfläche dieses Steines sind zuweilen napfartige Vertiefungen, von denen die Gelehrten vermuten, daß sie zur Aufnahme von Totenspenden dienten. Da nun das Grab der Aufenthalt des einzelnen Toten, der Beinhügel hingegen jener vieler Toter ist, würden sich die Fenesnapla — Venusnapla ganz gut zur Aufnahme von Totenspenden geeignet haben.

Die Vertiefungen schwedischer Schalensteine, die als Elfenmühlen bekannt sind, dienten noch in letzter Zeit zu Opferzwecken, womit in Skandinavien der Beweis für die Verwendung der Napfe zu Totenopfern gegeben wäre. (Rzehak.) Diese Steine bezeichnet man auch als älfkvarnar, Elfen-, Balder-, oder Zeichensteine. Als Elfenwohnsitz gelten auch kleine zirkelrund ausgehöhlte Vertiefungen und Höhlen im Eis, schottisch elsmills, isländisch älfavakir genannt. Bruno König findet in unsern Sagen von den Fenesleuten den Beweis

germanischer Niederlassungen am Friedeberg in grauer Vorzeit, nennt die Näpfe am Gotteshausbergfuß, Priester- und Richterfise und vermutet, daß ehemals an dieser Stelle ein heiliger Hain mit Richtplatz und Opferstätte war. Eine ähnliche Anschauung vertritt auch der „Altwater“ in früheren Abhandlungen über heimische Kesselsteine. Die Möglichkeit, daß unsere altgermanischen Vorfahren bei den Naplan gottesdienstliche Handlungen vollzogen haben, ist nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn es auch keinen zwingenden Beweis dafür gibt.

Die alten Germanen hatten ja keine Tempel, sondern opferten auf Bergen und in Hainen, kannten jedoch keine Brandopfer. Die Rolle der Brandaltäre der Griechen und Römer spielte bei ihnen der Opferkessel. Bei Griechen und Römern sollte der Rauch des Brandaltars seinen Duft bis weit hinauf zur himmlischen Götterwohnung führen. Bei den Germanen aber waren die Götter nicht so fern, sie wohnten gleich draußen hinter den Feldern, in Wald und Bergen. Für sie hätte also der aufsteigende Rauch keinen Zweck gehabt. Man bot ihnen die Opferpende, zum Beispiel Bier oder Blut in einem Kessel an, sie schwebten in der Luft herbei und kosteten davon. Die Wahrscheinlichkeit einer gottesdienstlichen Verwendung unserer heimischen Gebilde würde sich aber erst erhöhen, wenn sich außer den uns bekannten Sagen noch solche fänden, die den Zusammenhang der Venusleute mit Venus, gleich Freya, und dem Totenreich deutlich zeigten, oder aber, wenn sich irgend welche Reste einer Verehrung fänden, etwa Verwendung des in den Näpfen angesammelten Regenwassers zu Heilzwecken. Die sogenannten Kofstrappen, die früher in Riesensagen genannt wurden, galten als heilige Stätten, deren aufgesammeltes Regenwasser als wundertätige Medizin getrunken wurde. (Negelein, germ. Myth. S. 79 f. (81).

Die an den „steinernen Bründel“ bei Urbesbach in Niederösterreich vorüberziehenden Wallfahrer halten das Wasser dieses Schalensteines im Granit für geweiht und benutzen es als Heilmittel gegen Augenleiden. (F. Brun, Mitt. d. antropol. Ges. Wien XIV, 1884, S. 85). Wohl möchte es vielleicht manchem besser gefallen, wenn er in den Fenesnäpfchen nachweisbare Werke der alten Kelten oder Germanen sehen dürfte, doch geht es wohl auf keinen Fall an, die Venusnapla, die wir als Sitzsteine, Schalen und Kessel kennen, von allen mitunter neben ihnen vorkommenden seitlichen Löchern, Rillen und Rinnen zu trennen. Entweder sind beide künstliche, oder beide na-

türliche Gebilde. Wozu sollte sich aber der alte Kelt oder Germane die Mühe machen, alle jene regellosen Rillen und Rinnen an den mitunter unzulänglichsten Stellen dieser Felsgruppen anzubringen? Ganz abgesehen von den mitunter unregelmäßigen Formen, muß man eine künstliche Entstehung der Napla durch Menschenhand als unwahrscheinlich bezeichnen, weil sie zumeist im ehemals unwirtlichen dichten Wald und Gebirge lagen, die keine günstige Voraussetzung zu dichter Besiedlung boten. Bei keinem unserer heimischen Gebilde sieht man Meißelspuren an den Innenseiten, auch sind in und bei denselben keine sichtbaren Zeugen früherer Kultur in Form von Waffen, Gerätschaften, Knochen und Urnenscherben gefunden worden. Die rote Farbe einiger Felsen ist zwar auffallend, rührt aber nicht vom alten Opferblute her, sondern ist eine nur etwa 1 Zentimeter starke Schicht, die natürliche Folge der Verwitterung des eisenhaltigen Glimmers im Granit, Biotit.

Aus der Zeit, wo man aber alle derartigen Vertiefungen des Iser-, Fichtel-, Riesengebirges und Waldviertels Opfersteine nannte, stammen noch folgende Bezeichnungen: Opferkessel, Opfersteine, Altarsteine, Gözenaltar, Heidenstein, Heidenaltar, Opferschalen, Blut-schalen, Opfermulden, Opferkessel, Sitzsteine, Priesterfise, Richtersfise, Blutrinnen, Abflurinnen. Auch der „Alterstein“ bei Litschau in Niederösterreich soll auf einen heidnischen Altarstein zurückführen.

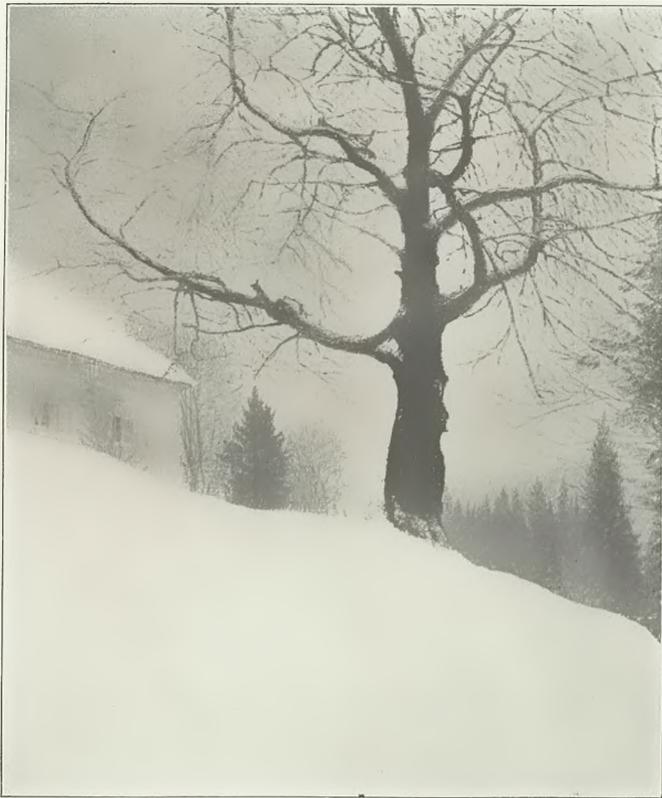
Durch vorstehende Betrachtung, die mit der alten einst viel umstrittenen Opfersteintheorie bricht, wurden zwar unsere Fenesnapla des romantischen Zaubers alter Kulturstätten beraubt, sind und bleiben aber beachtenswerte Naturmerkwürdigkeiten unserer Heimat und halten weiterhin ihren verjüngenden Dornröschenschlaf im geheimnisvoll düstern Waldesbunkel. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gehört also die Opfersteintheorie wohl nur mehr in das Reich der Sage. —

Die Fenes oder Venusleute.

Die Sippe der Fenes- oder Venusleute ist groß und weitverzweigt im deutschen Berg- und Waldlande.

Die Sage kennt: Venus-, Vens-, Fens-, Fäns-, Fenes-, Fenis-, Fänis-, Phönis-, Fenske-, Femske-, Fälmske-, Feenst-, Feeniz-, Feniz-, Phöniz-, Fengs-, Fings-Mannla und -Weibla.

Die verschieden ähnlich lautenden Namen dürften sowohl auf abweichende Schreibwei-



E. Hürden: Winterlandschaften.

sen bei Aufzeichnung der Sagen, als auch auf die Unterschiede der Aussprache in den verschiedenen deutschen Mundarten zurückzuführen sein.

So treten die Phönismännchen im Neizer Kreis in Schwammelswitz auf, die Phönitzweibla in Jungferndorf, die bössartigen Fähsnskedinger, Fäns-, Fenske-, Femskeweibel in der Fänsquelle, dem Hegenbrunnen am Hange des Mullwigerberges, Kreis Falkenberg. Hier baden sie beim Mondenschein und kämmen und trocknen ihr Haar, und wenn trübes Wasser aus der Tiefe quillt, da haben sie Waschttag. Dort entlohnte einst die alte Fänsmutter mit 59 Fänstalern einen Fuhrmann. Auch der Fenskeberg, 4 Kilometer nordöstlich Lindau, beherbergte Venusweibla, gleich dem Venusberg zwischen Liebenau und Herbsdorf bei Neuhaus. Die Feenigen, Feenizmannel und Weibel hausten im Hegenberge bei Neitze und in den Feenizlöchern Kreuzendorfs. Die Leobschütziger Fensmännel und Fensweibel hatten ihren Wohnsitz in den Fenislöchern; und die Fingsmännel und Fingsweibel waren in den Fingslöchern oder Fenslöchern zu Hause und trieben in den Kreifen Leobschütz, Neitze, Glogau ihren Schabernak mit den Menschen. Die Feenstweiber des Glogauer Kreises waren im Butterberge bei Klein-Kauer, die Feenigen-, Fenesleute Heinzendorfs im Fenesloch auf der Spitze eines in der Nähe befindlichen Berges heimisch. Feenizmännchen lebten in den Gipsgruben bei Katschar, Feenizmännel bei Reizewitz, und die Fenskeweibel bei Ramnig im Grottkauer Kreis hatten ihren Feenizmannlakönig und hausten im Feenizmannlaberge. Feenizmännchen waren auch im Steinberg bei Brucksteine, Kreis Münsterberg und in die Hartwigswälder-Berge verbannt. Im Fensmannlaberg, Venusberg bei Liebenau, kamen die Fenichsmannla gar im Wasser auf Backtrögen durch ein Loch aus dem Berg herausgeschwommen, am Venusstein bei Neudörfel an der Wittich oberhalb Weigsdorf und im Ostriker Venusberge wohnten die Vensmännel. Beim Venusstein sah man die Wäsche bleichen, auch hatten sie Töpfe mit. Die Mullwiger Fensweibel machten Spazierfahrten zum Ullmizberg und, die bössartigen Fähsnskedinger der Raschwitzer Hügel des Falkenberger Kreises sollen namentlich gern gestohlen und Wechselbälger unterschoben haben. Auf dem Gipfel des Venusberges bei Messendorf waren vor einem Jahrzehnt noch einige Löcher, die sagenhaften Eingänge ins Reich der Venusfrauen, sichtbar.

Wie beschreiben uns örtliche Sagen die Fenesleute und was für Eigenschaften geben sie ihnen?

Nach Benesch ärgerten sie die Menschen mit Spott und Witz, rühmten sich ihres Wissens, hielten oft Feste und tanzten auf Klee-land und Wiese vom Abend bis zum Morgen, daß Feld und Au rötlich-braune Flecke aufwies. (Feen-, Elfen- oder Hegenringe und Zauberringe.) Er schildert die Magdorfer Feenizleute als Erdgeister von zwerghafter Größe, mit ungeformtem Wasserkopf und tüchtigem Höcker, mit der Eigenschaft, sowohl schöne Gestalt annehmen zu können, als auch bis auf Daumengröße einzuschrumpfen. Auch im „Alt-vater“ sind sie als unansehnlich beschrieben, haufen in den Feenizhöhlen der Magdorfer Hügel, können bis Fingerlänge und Daumendicke zusammenschrumpfen und dergestalt unter einem Eichelnapfzen Platz finden. Sie hatten auch die Macht, das Auge der Menschen zu ihrer Wahrnehmung zu öffnen. Der Männlein Kleidung bestand aus Fledermaushäuten und die abgestreifte Haut einer Natter sah man für das verlorene Gewand eines Weibleins an.

Die Spachendorfer Venusleute halfen den Landleuten beim Burgbau für eine Prinzessin und konnten zum Dank dafür noch hundert Jahre in der Gegend bleiben. Die Venusweibla am Venusstein bei Pittarn waren sehr schön und vergnügten sich mit Kegelschieben wie jene vom Löbauer Berge. Nachts kommen sie aus dem Felsen, locken Menschen an, und wer die drei gestellten Rätselfragen nicht lösen kann, muß dort bleiben und wird selbst zum Venusmannl.

Spärlich sind die Ueberlieferungen über die Fenes oder Venusleute im ehemaligen österr.-Schlesien, umso ergiebiger aber die gesammelten Sagen aus dem reichsdeutschen Teil und man gewinnt aus dessen Sagengebiet erst eine vollkommene Uebersicht über diesen Stoff. — Die Fenesweibel zierlich, klein und gutmütig, werden bössartig, wenn man sie reizt, sie heirateten auch Menschen, brachten sowohl gute Hausfrauentugenden als auch eine schöne Mitgift mit. Die Kinder aus solchen Ehen wuchsen zur normalen Menschengröße heran. Auch gefällig waren die Fenesleute den Menschen oft. So borgten die gutmütigen Fenesmännlein, Feensmännel, Vensmännel, vom Ostriker Fenesberg oder Venusberg i. d. sächs. Lausitz, die sehr kurze Kleidung trugen, den Bauern die Braupfannen zum Bierbrauen, was auch von jenen zu Stromberg bei Weissenberg in der Lausitz erzählt wird. Letztere verlangten als Leihgeld ein Weizenbrot

und ein Silberstück. Als einst einer das Brot aß, das Geld stahl und die Pfanne verunreinigte, wurden sie böse und borgten sie nie wieder. Auch Geselligkeit und Frohsinn kannten sie. Sie tummelten sich auf mondbeschienener einsamer Waldwiese bis zum grauen Morgen und feierten Hochzeiten und Feste, sowohl in ihren unterirdischen Sälen, Gängen und Erdhöhlen, wie auch in stillen und unbenützten Teifen menschlicher Behausungen. Die Sonntagskinder, die sie allein sehen konnten, mußten strenge Stillschweigen wahren, sonst war ihnen der eigene Tod, oder ein Todesfall in der Verwandtschaft, sicher. Dank ihrer unsichtbar machenden meist roten Tarn- oder Nebelkappe speisten sie ungesehn mit auf den Tellerrändern menschlicher Hochzeitstafeln. Von einem Zwergenbegräbnis erzählt die Sage vom Dittersberg, Dietrichsberg in der Lausitz, bei Schönau. Dort wird alle fünf Jahre zur Mitternacht der tote König im Leichenzug aus dem Querkloche dreimal um den Berg getragen, der Sarg versenkt und nach allgemeiner Reinigung im Querborn gehts mit Tanzmusik zurück. Während die Feneseleute in der einen Sagenform Kinder bewachen und beschützen, tauschen sie diese anderwärts gegen Wechselbälger ein, die verbut, verwachsen und verwahrlost an piepriger Stimme kenntlich sind. Nie satt werden und nicht wachsen. Die Wöchnerinnen, die sie stehlen, müssen ihnen die Kinder ernähren und die Wäsche waschen. Nur selten gelang es in solchen Fällen einem Ehemann durch allerlei List sein Weib zurückzuholen. Auch Geburtshelferinnen holten sie zu Zeiten in ihr unterirdisches Reich. Verwehrte man ihnen etwas, so holten sie sich selbst, brachten sie aber geliebene Sachen zurück, lag gewiß ein kleines Geschenk dabei und trugen sie etwas zu zweit, da gingen sie nicht neben, sondern hintereinander. Die Liebenauer Feneseleute waren wie kleine Kinder, trugen rote Kappen und stahlen eine Wöchnerin. Bei Rammik waren sie zahlreicher als die Bäume des Waldes, reichten den Menschen nur bis zum Knie, hatten große Köpfe, weiße Bärte, liebten schöne Jungfrauen, unterrichteten diese in der Rockkunst, lehrten sie gute und giftige Pilze unterscheiden, Beerenmus machen und von Blättern und Kräutern heilsame Tränklein brauen. Im Liebenauer Berge tanzten die Feneseleute. Die Reifewitzer Feneseleute sahen gern der Feldarbeit zu und strafte die Feiertagsarbeiter. Die Schwammelwitzer stahlen eine Wöchnerin, die ihnen ein Kind ernähren mußte und am Krebsbach oberhalb des Dorfes sollen die kleinen Mannel, die schwarze

Bärte trugen, ein großes Wasserwerk gemacht haben. Die Feneseleute bei Reife waren so groß wie vierjährige Kinder und geleiteten abends gern heim. Die Müllwitzer Fähnskedinger hatten zwerghaft menschliche Gestalt, große Köpfe und sprachen wie Kinder, die erst reden lernen. Die Wannowitzer Mannel im Donberge halfen im Dorfe Brot backen und waren alt wie der ungarische Wald. Bei Dirschel (Ratscher) rudern sie in Schiffen auf einem See und bohren den Menschen Quellen zu deren Brunnen an.

Im Kochen und Backen waren die Feneseleute überall Meister. Stieg Rauch vom Acker in der Nähe ihrer Wohnsitze auf, so wußte man, daß sie backen. Oft hörte man auch aus dem Innern das Geräusch von Teigkneten und Kuchenklatschen, oder das Schürfen der Trogkragen. Freilich buken sie zu meist dann, wenn im nahen Dorfe Backtag war. Den Teig holten sie aus der Bauern Tröge. Bei den Liebenauer Rabensteinern scholl es: „Kuchen backen, Kuchen backen!“ aus dem Walde. Das Backen der Feneseleute ist der symbolische Ausdruck des Frucht- und segenspendenden Wetters. Die Männlein sind den Frucht erzeugenden Wind- und Wetterdämonen verwandt. Wenn ein Knecht oder Kuhhirt bat: „Back mir ein Plog oder Kucha mit!“ fand er auch gewiß bei der nächsten Arbeitspause einen vor. Sehr verschieden aber waren diese Geschenke, je nachdem ob sie bescheiden oder spöttlich verlangt wurden. Bei Stromberg wurde die Bedingung daran geknüpft, daß der Kuchen nicht anzuschneiden sei. Der Knecht aber schnitt ihn trotzdem rundum aus und nach Jahren fand man seine Leiche mit aufgeschlitzter Brust ohne Herz vor.

Im Grottkauer Oberkreis bat ein fauler Knecht früh die dummen Feneseleute um einen Kuchen. Als er nachmittag einen Bersand schimpfte und höhnte er: „O ihr schlechten Gesellen, wollt ihr mich vergiften? Denkt ihr ich werd euer klebrig Zeug essen?“ Er stieß den Kuchen in die Furche, ließ die Pferde anziehen und wollte ihn zermalmen und vergraben. Da gab es einen plötzlichen Ruck und der Kuchen ward zu einem großen Stein, den niemand von der Stelle brachte. Er schimpfte die Feneseleute böse Höllengeister, tobte und fluchte, doch die Pflugschaar zerbrach, die Ziehbänder zerrissen und infolgedessen jagte der Bauer den Knecht davon.

Bei Landsbut erschien einem Knecht nach Ausrufung seiner Bitte ein graues Männlein, das ihm einen Kuchen zeigte. Weil er sprach, er möchte ihn wohl essen, wenn

kein Salz drinnen wäre, war alles verschwunden. Bei Liebenau bekam auch einer einen Kuchen geschenkt, den er aber nicht ganz aufaß, sondern den Rest zu Hause in der Lade aufhob. Als er später das Stücklein holen wollte, lag wieder ein ganzer Kuchen dort, welcher Vorgang sich noch oft wiederholte. Bei Klein-Rauer erhielt ein Spötter einen außen mit Blut besleckten und ihnen unappetitlich aussehenden Kuchen, so daß ihn die Angst packte und er, verfolgt von den Feensweibern, ins Dorf galoppierte. Auch in Heinzendorf ging's einem Spötter nicht besser. Er bekam einen Kuchen, der zu lauter Unrat und Staub zerfiel. Oft ward auch die Bedingung gestellt, den Kuchen auf einem eisernen Tisch zu essen und man bediente sich in solchen Fällen des Pfluges, so auch in Nordmähren. Aus alldem ersehen wir, daß die Sage sowohl Gutes als auch Böses von den Feensleuten überliefert. Hilfreich und gut waren sie zu Bauer und Hofgesinde, wie auch zu unserm Schwarzwasser Schneider, dem sie sich gleich Kopisch's Heinkelmannchen hilfreich zeigten, nur nahm jenes Erbsenstreuken leider den gleichen Ausgang, wie das zu Köln. Gefällig erwiesen sie sich durch Leihen der Braupfannen und Unterweisung braver Jungfrauen in ihrer rühmlichst bekannten Koch- und Backkunst.

Ueber den Grund und die Art des Verschwindens dieses kleinen Völkchens gibt uns die Sage verschiedene Auskunft. Entweder sie wurden ausgerottet und vernichtet oder verbannt oder aber zur Auswanderung gezwungen.

Die Querge am Burgberg bei Flachsenfeifen im Bober-Kagzbachtale wurden, weil sie trügerische böse Wichte waren, mißachtet und wüthig ausgerottet. Von den Zwergen Pomhnern heißt es, entweder sind alle verhungert, oder in ein fremdes Land gezogen, weil die große Schleppharke die am Feld zurückgebliebenen Halme sammelt, von deren Körnern sie ihr Brot gebacken haben.

Bei Kamnig verbannte sie ein großer Hegenmeister in den Berg, den Feismännchenberg, den sie nur in den Zwölfnächten innerhalb der Bannmeile verlassen dürfen. Die Leobschützer bannte ein Machtwort in ein ferne, sabelhaftes Land. Die Liebenauer soll der Papst vor einigen hundert Jahren verbannt haben und auch die Hermannsdorfer Feenskeweibel verbannte man. Die vom Steinberg sind in die Hartwigswälder Berge verbannt worden.

Die Zwerge im Egerland stahlen oft heimlich die Knödel aus dem Topf. Das be-

merkten die Weiber und begannen aufzupassen. Da zogen die Zwerge fort und sagten es „sei nicht mehr zu leben, weil die Weiber schon die Knödel im Topfe zählen.“

Da die zunehmende Dichte der Bevölkerung ihnen die Lebensmöglichkeiten nahm, zogen die guten Hollen von Hessen fort. Die schlesischen Fähnksedinger des Kreises Falkenberg kamen aus der Mode, seit der Preuß ins Land gekommen ist. Am Unterharz heißt es, als der alte Fritz zur Regierung kam, habe er die Zwerge nicht länger im Lande leiden wollen und sie übers schwarze Meer verwiesen, Napoleon aber soll dann überhaupt allen Spuk aus dem Lande vertrieben haben. Zur Zeit der Waldrodung starb der Zwergenkönig Arnus, der im Berge Zwergscheibe im Pözentale in Böhmen herrschte, und sein Volk wanderte aus.

Die Auswanderung erfolgte zumeist auf Wagen mitunter jedoch auch mit Schiffen auf dem Wasserwege. Gründe zur Auswanderung sind: Speisen, die sie nicht vertragen, die Verbreitung der christlichen Lehre, der Bau von Kirchen, und deren Glockengeläute, starke Geräusche wie das Trommeln (die Trolen in Mähren), der Lärm von Bahn- und Straßenbauten, Eisenhämmern, Klippelwerken, Pochwerken, Bergwerken und Industriebetrieben, der Menschen Hänfeln, Undank, Noth, Lug und Trug und die Aufklärung der neuen Zeit.

Im ehemaligen österr. Schlesien gab man ihnen Petersilie in die Speisen, die sie nicht vertragen konnten, den Zwergen buk man Rümmele ins Brot und wegen der Rümmelebröte zogen auch die Zwerge vom Florianberge fort, weil sie den Rümmele nicht essen konnten.

Als Heiden können die Zwerge der Glocken Klang nicht leiden.

Die Heinen bei Niemitzsch verjagte der Schafglöcklein Geläute und die Königheimer Buschmännchen schmerzte und vertrieb der Glocken Klang. Auch die Zittauer Zwerge flohen vor dem Läuten der christlichen Kirchenglocken über die böhmische Grenze und am Osttrizer Venusberg zogen sie mit Sach und Pack davon, als man die ersten Glocken aufzog, weil sie den Ton der Großen nicht ertragen konnten. Beim Abzug hatten sie statt Hüten Melkgelten auf dem Kopf. Die Bernstädter wanderten aus, als man die große Glocke goß, der harte Schall des Erzes soll sie vertrieben haben, wie die Löwenberger ein Bauer fortfahren mußte, weil der Glocken

Klang ihren zarten Ohren zu stark war. So flohen auch die Starkstädter Zwerge vor der Glocken Klang und des Christentums Verbreitung im Lande. Die in den Zwergenhöhlen Mährens hausenden Zwerglein wurden seit Einführung des Christentumes bössartig und boshaft, daß der Stramberger Pfarrer sich genötigt sah, die Unholde durch den Bann zu zwingen, in ein anderes Land zu ziehen. In Ober-Paulowitz in Mähren ziehen die Venusleute auf einem Leiterwagen davon und landen in einem Vogelberge. Der Glocken wegen zogen auch die Zwerge der Rabensteine auf des Grenzbauern Leiterwagen in die Adersbacher Felsen. Von den auswandernden Feneseuweiblein in Milkendorf heißt es, es waren ihrer soviel, daß sie in den einzelnen Gliedern der Hemmkette saßen, so daß der Wagen nicht von der Stelle kam. Die Mazdorfer Fenigleute zogen mit einem Leiterwagen tief ins Gebirge hinein, weil sie sich auch im dortigen Berg- und Waldgebiet vor dem Geist der Aufklärung und der richtigen Erkenntnis der Dinge in der Natur nicht mehr sicher fühlten. Die Herrlein Langenbielaus wanderten in den Tobten aus, weil sie der Menschen Hänseleien und den Fabrikslärm nicht vertragen. Als ihnen die Menschen schon zu schlaue geworden waren, zogen auch die Wannowitzer mit einem vierspannigen Fuhrwerke davon und die Görtelsdorfer fuhren mit Leiterwagen nach Schweidnitz. Wenn sie auf Leiterwagen auswanderten, da war es, als ob das ganze Gefährt von Mäusen wimmelte. Die kleine Gesellschaft sah man auf Leitern, Deichseln und Radspeichen zu Hunderten auf und nebeneinander sitzen und an einem Orte trug jedes Mannl seine ganze Habe in je einer Schweinsblase mit davon.

Bei den meisten dieser Auswanderungs-fagen erhält der Fuhr- oder Fährmann zum Schluß als unscheinbaren Lohn nur Grün oder dürre Laub, Eichel, Rotklümpchen, Steinen, Steine, im Werrabale auch Salz. Die scheinbar wertlosen Sachen wirft er zumeist vom Wagen herab, sieht dann zu Haus angekommen, daß der zufällig zurückgebliebene kleine Rest sich in pures Gold verwandelt hat und ist dann immer noch reichlich genug belohnt.

Die Zwerge der Lüneburger Heide setzte ein Fischer nachts über die Oker und als die von Liebenau verbannten fortzogen, setzte sie ein Fährmann bei Ramenz über die Neisse, wie auch die Herrmannla Warthas ein Schiff ans andere Neisseufer beförderte. Wie groß ihre Zahl war, ist daraus ersichtlich, daß die

Ueberschiffung der Schwammelwitzer einen woliem Tag währte, so daß das ganze Ufer nur so von ihnen wimmelte. Als die elbenhaften Holzweiblein Böhmens von einem Fischer über die Moldau gesetzt wurden, sollen auch Schlesiens Feneseleute, wie wir eben hörten, in Rähnen die Flüsse übersezt haben, oder sie sind auf Fässern und Sieben wie die Mähren nach England, oder wie die Hegen nach Amerika geschwommen. Ob nun dies oder jenes ihnen den Aufenthalt in Schlesiens Berg-, Wald- und Hügelland verleidete und Grund zur Auswanderung war; ob sie nun mit Wagen oder Rähnen davonzogen, da wie dort soll mit dem Abzuge der kleinen Schar die gute alte Zeit ihr Ende gefunden haben.

Wer seine Heimat liebt,
wirbt für unser Blatt von Haus
zu Haus. Es will aufzeigen, welche
Schätze an Sprüchen, Volksliedern, alten Bräu-
chen noch im Lande sind, die uns erhalten
werden müssen. Jeder, der uns Winke und An-
regungen zukommen lassen kann, die unsern
Bestrebungen entgegenkommen, ist uns als Mit-
arbeiter willkommen! Sudetendeutsche, arbei-
tet mit! Wir erwarten non Euch, daß
Ihr „Die Heimat“ auch durch
Dauerbezug unterstützt.

//

Dr. Ziesché (in Strehlig a. 3.):

Ein altes Nepomuklied in Schlesien.

Wir entnehmen den folgenden Beitrag der Unterhaltungsbeilage der „Schlesischen Zeitung“ Breslau, da er auch für unsere Gegend von Bedeutung ist. Die Schriftleitung.

Das Nepomuklied bezieht sich auf den bekannten böhmischen Märtyrer des Beichtgeheimnisses, über den der verstorbene Nürnberger sehr merkwürdige Untersuchungen veröffentlicht hat, die nicht volkstümlich geworden sind. Das Volk hat sich das für sein Leben Wesentliche an dieser Sache längst selber herausgesucht und in diesem wunderbar schönen Liede klar gemacht, das man u. a. auch im Zupfgeigenhansl der Wandervogel, in Professor Neumanns Spielmann leider nicht mehr findet. Aber auch die Form im Wandervogelbuche ist schon rationalistischer verderbt und hat

die Feinheiten des alten Textes, den wir in Strehliß noch finden, nicht mehr verstanden, und auch die Singweise, die leicht wie ein Kirschblütenblatt im Maiwinde einherfliegt, ist dort ins „Feierliche“ verballhornt. Sie ist sicher nicht aus dem 18. Jahrhundert, sondern viel, viel älter, wie das Lied selbst, so herzlich vergnügt und unbekümmert ist sie um alles Feierliche. Und unsere Strehlißer Kinder singen sie auch noch im echten Tone, wenn sie der Kantor läßt. Ich glaube, daß echte Kinder in Schlesien überhaupt niemals im Tone des 17. und 18. Jahrhunderts gesungen haben.

Die Singweise kann ich hier nicht abdrucken, aber die paar Zeilen des Liedes selbst.

Sankt Johann von Nepomuk,
Eine Zierde der Prager Bruck.
Der du hast müssen,
Dein Leben schließen
Im Moldaufluß.

Der König wollt es hab'n,
Du sollst ihm alles sag'n.
Sollst ihm alles sagen,
Was sich zugetragen,
Was die Königin gebeicht.

Aber du schweigest still.
Deine Zunge nicht reden will.
Als du bist erkoren,
Hast du dich verschworen,
Ganz stumm zu sein.

Dein Nam' ist wohlbekannt
Im ganzen Böhmerland.
Daß du jederzeit
Der Verschwiegenheit
Ein Meister bist.

Du bist die Rose rot,
Lieblich allezeit vor Gott.
Wenn die Augen brechen
Und der Mund nicht sprechen,
So steh' mir bei.

Amen, das werde wahr,
Daß meine Zunge immerdar,
Ohne End kann sagen,
Wo Johann begraben
In Prag bei Sankt Veit.

Man trug früher in Schlesien zu Ehren des Hl. Johannes kostbares kleines Geschmeide, in dem sich die Goldschmiede bemühten, das Legendenmotiv der rot und frisch erhaltenen Zunge des Heiligen künstlerisch zu verwerten. Wir haben in unserer Familie aus dem 18. Jahrhundert ein solches Stück. Die Lösung ist

nicht übel. Aber vielmal zarter ist die harte Aufgabe hier vom Geiste des Volksliedes angefaßt und gelöst worden. Diese schweigame Zunge ist sein einziger Gegenstand in allen sechs Strophen. Der künstlerische Höhepunkt ist die fünfte Strophe. Die Zunge ist erhalten und gleicht darum einer immerdar vor Gott blühenden roten Rose. Auch wir werden einmal schweigend sterben müssen. Möchte unsere Zunge ewige Lebenskraft zum Lobe Gottes dort droben behalten; denn so sinnbildet es die Reliquie in St. Veit.



Frieda Schanz:

Herdsfunken.

Manche Seele ist allein geblieben
Mit dem reichen Quell, der in ihr fließt,
Ist ein Brief, voll Innigkeit geschrieben,
Den kein Auge liest.

*

Das ist das Herrlichste am Streben,
Daß Streben nie zu Ende geht.
Das ist das wahre volle Leben,
Das immer neu im Anfang steht.

*

Herzen sollen sich zusammengeben,
Die einander stärken und beleben,
Die einander ihre Schwächen nehmen,
Niemals Herzen, die einander lähmen.

*

Kommt gute Zeit nach Leid zurück,
Vertraulich fragt Dich dann das Glück:
Ist Dir das Unglück gut bekommen?
Hast Du Dich gut bei ihm benommen?

*

Nicht was der Mensch erringt, macht seinen Wert aus, sondern was er bereit ist zu opfern, zu kämpfen und zu leiden für seine innerste Ueberzeugung; das setzt den Grad seines inneren Wertes fest.

*

Bedauern schwächt das Leid nicht ab, vergrößert es eher in unseren Augen; Bedauern schwächt nur die Widerstandskraft, die dem Leid entgegengesetzt werden muß. —

*

Junge Menschen glauben oft, die Welt verbessern zu können durch neue Erkenntnisse, weil ihr Leben noch zu kurz ist, um zu wissen, daß alles schon einmal dagewesen ist, ja, daß in früheren Jahrhunderten oft tiefere Erkenntnisse waren. —



Bruno Hanns Wittel:

Die Ballade von der schlagenden Uhr.

Zwei schwarze Reiter traben
Über ein schneeweißes Feld —
Es hocken im Kreise zwölf Raben,
Als schwarze Knappen gefellt.

Der Lange, in Stahl gekleidet,
Umreitet den wartenden Kreis:
„Mir ist das Hocken verleidet,
Mich judet der Sattel im Steiß:

„Se, Kleiner, nun laßt Euch nicht bitten,
Ihr steckt ja noch immer im Dreck:
Bin sechzigmal umgeritten,
Da kamt Ihr erst einmal vom Fleck!“

Der Kleine rückt mit dem breiten
Kopf um ein Weniges vor:
„Herr Bruder, kann schneller nicht reiten,
Dieweil ich mein Schnupftuch verlor,

„Auch murmelt mir's arg im Gedärme —
Drum reitet noch einmal um,
Ich bin von dem vielen Gelärme
Noch ganz benommen und dumm.“

Der Lange mißt ihn von oben
Mit seinem stählernen Blick:
„Herr Bruder, das kann ich nicht loben,
Ihr seid mir zu faul und zu dick!“

Dann spornt er wieder zum Ritte
Den trabenden Klepper an —
Und hat in der kreisenden Mitte
Sich bald wieder umgetan.

Jedoch der Kleine trabt wieder
Ein winziges Endchen nur,
Dann hockt er verdrossen nieder
Und spricht: „Ich verlor Eure Spur.

„Doch wollt Ihr noch einmal reiten,
So seid mir recht herzlich bedankt —
Mich sticht es in beiden Seiten,
Ich glaub, ich bin ernstlich erkrankt!“

Da zückt der Lange sein Eisen:
„Ihr seid mir ein windiger Tropf!
Ich will's Euch mit Sieben beweisen,
Nun deckt Euch den pfliffigen Kopf!“

Es duckt sich der Kleine voll Lücken:
„Nur zu, Langinus, kommt an!
Und wollt Ihr mich also berücken,
Dann ist's auch um Euch getan!“

Wild suchen sich beide zu fassen:
„So stirb denn, vernagelter Wicht!“
Den Kleinen scheint das zu spassen:
„Du Lölpel, mich kriegst Du nicht!“

Bald kommen sie arg ins Gedränge,
Weiß keiner mehr ein und aus,
Da löst es sich im Gestänge,
Da grollt es im Uhrenhaus

Und schlägt zwölf hallende Schläge:
Die kriegen sie beide ab —
Der Kleine bleibt faul und träge,
Der Lange kommt wieder in Trab.

Der Finger der rollenden Stunde
Tippt sichernd ins weiße Feld:
„Ihr seid wie die jungen Hunde,
Seid Mahnung und Beispiel der Welt!

„Kann keiner den andern lassen
Beim Ritt durch der Zeiten Revier:
Im Lieben vereint und im Hassen,
Die Pflicht ist doch stärker als ihr!“

H. C. Andersen:

König, Dame und Knecht.

Ein neu aufgefundenes Märchen.

Der dänische Literaturhistoriker Bücherwart Julius Clausen hat in der sogenannten Colliu'schen Autographensammlung das Manuscript eines bisher unbekanntes Märchens von Andersen aufgefunden, das dieser im Sommer 1868 geschrieben hat, wie aus einer persönlichen Bemerkung in dem kleinen Hefte, das das Märchen enthält, hervorgeht. Nach „Svenska Dagbladet“, das das Märchen in seiner Weihnachtszeitung veröffentlichte, hat dieses folgenden Wortlaut:

Was man doch für niedliche Sachen aus Papier schneiden und zusammenkleistern kann! Da hatte nun Klein-William ein Schloß, so groß, daß es einen ganzen Tisch einnahm; es war bemalt, als ob es aus roten Steinen gebaut sei, und hatte ein funkelndes Kupferdach; es hatte Turm und Zugbrücke, Wasser in den Kanälen, das war, als ob man in ein Spiegelglas niedersähe — denn es war aus Spiegelglas. Dort stand ein Wächter, aus Holz geschnitten, im obersten Turm, und er hatte eine Trompete zum Hineinblasen; aber er blies nicht. Der kleine Knabe zog selbst die Zugbrücke hoch und ließ sie wieder fallen, ließ darauf die Zinnsoldaten darübermarschieren, öffnete so das Schloßthor und sah in den großen Rittersaal hinein, wo an den Wänden in Rahmen große Bilder hingen, genau wie aus Spielkarten heraus, Kartenbilder, wie man sie in Herzen, Schellen, Treff und Pik hat, die Könige mit Krone und Szepter, die Damen mit Schleiern an den Schultern und Blumen in der Hand, die Buben mit Hellebarde und wehender Feder.

Eines Abends lag der kleine Knabe und guckte durch den offenen Schloßpark hinein in den großen Saal, dorthin, wo die Kartenbilder an den Wänden hingen, gleich den alten Bildern in den wirklichen Rittersälen. Da war es ihm, als grüßten die Könige mit ihrem Szepter, als bewegte Pikdame die Goldtulpe, die sie in der Hand hielt, und als ob die Herzensdame ihren Fächer hob. Alle vier Königinnen gaben ein Zeichen, daß sie ihn bemerkt hätten. Er rückte noch näher hin, um besser zu sehen, stieß aber mit dem Kopf derart gegen das Schloß, daß es erbebte. Da streckten alle vier Buben, Treff, Pik, Schellen und Herzen, ihre Hellebarden vor, um ihm zu wehren, daß er nicht ganz eindringe, denn er war zu groß dazu. Und der kleine Knabe nickte, und er nickte noch einmal, und sagte: Sag etwas! — Aber die Kartenbilder sagten nicht ein Wort. Als er jedoch ein drittesmal zum Herzenbuben hinnickte, sprang dieser aus dem

Kartenblatt, das wie eine weiße Leinwand an der Wand hing, heraus. Herzenbube stand mitten im Saal, mit wehender Feder auf seiner Kappe und der großen eisenbeschlagenen Lanze in der Hand. „Wie heißt Du?“ fragte er den Kleinen. „Du hast klare Augen und gute Gedanken, aber Du wäschst Deine Hände nicht oft genug!“ Das war nicht schön gesagt.

„Ich heiße William,“ sagte der Kleine, „und das ist mein Schloß, und Du bist mein Herzenbube!“

„Ich bin meines Königs und meiner Königin Bube, nicht Deiner!“ sagte Herzenbube. „Ich kann aus dem Blatt herausgehen, aus dem Schloß, und das können die hohen Herrschaften noch besser. Wir könnten in die weite Welt hinausgehen, aber dessen sind wir müde, es ist viel bequemer und behaglicher, in einem Kartenblatt zu sitzen und man selbst zu sein.“

„Seid Ihr wirklich alle früher Menschen gewesen?“ fragte der Kleine.

„Menschen!“ sagte der Herzenbube, „aber nicht so gute, wie wir sein sollten! Zünd' ein kleines Wachlicht vor mir an, am liebsten ein rotes, denn das ist meine und die Farbe meiner Herrschaft, dann will ich dem Schloßherrn — denn Du bist ja der Schloßherr, sagst Du — unsere Geschichte erzählen; unterbrech' mich aber nicht. Soll ich sprechen, muß es in einer Schnurre gehen!“

Und so erzählte er: „Es waren vier Könige, alle Brüder, aber Herzenskönig war der älteste. Er war mit Goldkrone und Goldapfel geboren. Er regierte sofort bei seiner Geburt. Seine Königin ward mit der Goldrose geboren. Sie hat sie noch immer, wie du sehen kannst. Sie hatten es so schön, brauchten nicht in die Schule zu gehen, konnten den ganzen Tag spielen, Schlösser bauen und niederreißen, Zinnsoldaten knicken und mit Puppen spielen. Verlangten sie Butterbrot, so gab es Butter auf beiden Seiten und Puderzucker. Das war die gute Zeit, aber auch diese kann man satt bekommen. Und das wurden sie. — So kam der Schellenkönig!“

„Und was dann?“ fragte der kleine Knabe, aber Herzenbube sprach kein Wort mehr, stand aufrecht und steif und sah auf das angezündete, rote Wachlicht.

Dabei blieb es. Dann nickte der Kleine zum Schellenbuben, und nach dem dritten Nicken sprang auch dieser aus dem Kartenblatt, richtete sich auf und sagte das einzige Wort: „Wachlicht!“ Der Kleine zündete sofort ein rotes Licht an und setzte es vor ihn hin; da präsentierte Schellenbube mit seiner Lanze und erzählte die Geschichte weiter. Wir haben genau die Worte.

„So folgte der Schellenkönig!“ sagte er, „ein König mit einer Glasscheibe auf der Brust, auch der Königin konnte man gerade in diese hineinsehen und schauen, daß sie wie alle andern Menschen geschaffen waren. Es war so vergnüglich, daß ihnen ein Denkmal errichtet wurde, das 20 Jahre lang bestand, war es doch auch für die Ewigkeit errichtet.“

Und dann präsentierte der Schellenbube und sah auf sein rotes Wachslight.

Und ohne daß Klein William nickte, schritt ganz gravitatisch, so wie nur der Storch geht, wenn er über die Wiese einherstreitet, Treffbube hervor. Das schwarze Treffblatt auf der Karte flog herab und sah wie ein Vogel aus, dessen Flügel groß und größer wurden. Es flog über ihm hin und darauf zurück in das weiße Kartenblatt an der Wand, auf seinen Platz rechts. Und der Treffbube sprach, ohne erst um ein Wachslight zu bitten, wie die zwei andern es getan hatten:

„Nicht alle bekommen Butter auf beide Seiten des Brotes. Das erhielt weder mein König noch die Königin, und die verdienten es vor allem, sie aber mußten in die Schule gehen und das lernen, was die früheren Könige nicht gelernt hatten. Sie gingen auch mit einer Glasscheibe auf der Brust, aber niemand sah hinein, außer nur, um zu sehen, ob im Uhrwerk nicht etwas schlimm stand. Ich weiß es, ich habe ihnen in allen Jahren gedient, und ich diene ihnen noch, gehorche ihrem Willen und deshalb glaube ich, ich präsentiere.“ Und das tat er.

William zündete auch für ihn ein Wachslight, ein weißleuchtendes, an.

Da stand mit einemal Pikkbube da. Er grüßte nicht, er humpelte.

„Sie haben ein jeder Licht bekommen,“ sagte er, „ich bekomme es auch, weiß ich! Aber sollen wir Buben es haben, dann muß von unsern Herrschaften jeder das Dreidoppelte erhalten. Ich kam zuletzt, uns ist es schlimm ergangen, ich habe sogar zu Weihnachtmachten einen Spottnamen gekriegt: schwarzer Peter werde ich genannt und niemand will mich gerne haben. Ja, ich habe einen schlimmeren Namen, er ist nicht fein, man nennt mich Dreckmaß und einmal war ich erster Kavaliere beim Pikkönig, jetzt bin ich der letzte. — Ich erzähle die Geschichte meiner Herrschaft nicht. Kleiner Schloßherr kann selbst daraus machen, was er will. Aber schlimm gegangen ist es und vorwärts geht es nicht, bevor wir nicht alle auf dem roten Pferd höher hinaufreiten, als es die Wolken sind.“

Und der kleine William zündete drei Kerzen für jeden König und für jede Königin an, und es wurde so hell in dem großen Ritterssaale, so hell wie im reichsten Kaiserschloß, und die hohen Herrschaften grüßten mild und freundlich. Die hohen Paare sprangen in den großen Saal und tanzten, und mit einem Male wurde hier ein großer Glanz, eine Glut. Das ganze Schloß stand in Flammen. William sprang erschrocken zur Seite und rief: „Vater, Mutter! Das Schloß brennt! Es knisterte und flammte auf: Nun reiten wir auf roten Pferden höher hinauf als die Wolken, hinauf in die höchste Herrlichkeit und den größten Glanz. So wie es sich für königliche Männer und Frauen geziemt. Und die Knechte folgten mit.“

Ja, dieses Ende nahm es mit Williams Schloß und den Herrenkarten. William lebt noch und wäscht seine Hände. Seine Schuld war es nicht, daß das Schloß abbrannte.



Die geschichtliche Entwicklung des Gasthaus- und Hotelwesens.

Die nachstehenden Ausführungen sind dem lesenswerten Buche von P. Damm-Etienne „Das Hotelwesen“, Verlag B. G. Teubner-Leipzig-Berlin, der Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt“ entnommen.

Zu Zeiten, als das Reisen nur eine vereinzelt Erscheinung war, konnte von der Bildung gewerbsmäßiger Beherbergungsbetriebe keine Rede sein, denn der zu geringe Umfang des Reiseverkehrs hätte zur Erhaltung derartigen Unternehmungen nicht ausgereicht. Erst als das Reisen bequemer und billiger und infolgedessen auch häufiger wurde, begann das Beherbergungswesen gewerbliche Formen anzunehmen, eine Quelle zur Gewinnerzielung zu werden. Und je stärker der Umfang des Reiseverkehrs auf Grund der technischen und wirtschaftlichen Umwälzungen wurde, desto bessere und gediegenere Formen hat das Hotelwesen angenommen.

Die Ausübung des Gastwirtgewerbes ist wie die der meisten Handels- und Gewerbe-zweige zu Zeiten des Altertums nicht gerade als eine sehr geachtete Tätigkeit angesehen worden, doch aus dem alten Gasthofwesen, das zum Teile nicht im besten Rufe stand, hat sich das moderne kaufmännische Hotelgewerbe entwickelt, das mit seinen Ahnen nur noch die Zweckbestimmung, jedoch in keiner Weise mehr die Geschäftsgebarung teilt.

Der Zeitpunkt des Entstehens des Gastwirtschaftsgewerbes läßt sich mangels darauf

bezüglichen geschichtlichen Materials nicht ermitteln, allgemein kann aber angenommen werden, daß schon im alten Aegypten und Babylon an den von den Wanderern benutzten Wegen Herbergen vorhanden waren und daß auch in größeren Orten für Leute, die keine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen konnten, Gasthäuser, wenn auch in sehr schlichter Art, bestanden.

Bessere Schilderungen über das Beherbergungswesen im Altertum bieten die Berichte aus dem alten Griechenland. Schon in den frühesten Zeiten hat sich ein Gastfreundschaftsrecht ausgebildet; die Gastfreundschaft wurde als eine durch den Willen der Gottheit geheiligte Sitte angesehen, Zeus, der Vater der Götter, war selbst der Beschützer der Unterkunftsuchenden und es galt als eine heilige Pflicht, den Reisenden gastliche Ausnahme zu gewähren. Freilich, dies unter göttlicher Obhut stehende Gastrecht war eine nicht zu entbehrende Notwendigkeit, denn bei dem zu jener Zeit herrschenden Mangel an öffentlichen Gasthäusern wäre der Reiseverkehr kaum möglich gewesen. Zu Zeiten Homers war das Reisen keine so seltene Sache; die angesehenen Leute besuchten zahlreich fremde Gegenden. Als Reisende finden wir in jenen Tagen am häufigsten Aerzte, Baumeister, Seher und Sänger, die ihre Künste an den verschiedensten Orten darboten. Den wandernden Bettlern stand die sog. Lesche, die Gemeindehalle, zur Uebernachtung zur Verfügung. Bessere Leute bedienten sich zum Reisen des mit Pferden oder Maultieren bespannten Reisewagens; das Reisen zu Pferde war damals noch nicht gebräuchlich. Von dem Zeitpunkte an, wo die Sitte der Gastfreundschaft nicht allen Reisenden mehr Unterkommen gewähren konnte, entsteht das gewerbliche Beherbergungswesen. Zunächst waren es die niederen Stände, die die Gasthäuser besuchten, während den Vornehmen immer noch Gastfreundschaft geboten wurde. Bald aber wurde das Uebernachten ohne Unterschied die Regel; dem zunehmenden Reiseverkehr der Griechen folgen zahlreiche Gasthausgründungen in den Städten

und an den Landstraßen. Das Gewerbe der Gastwirte war wie die Krämerei und der Seehandel nicht sehr geachtet, einmal weil es zu dem auf Gelderwerb gerichteten Beschäftigungen gehörte und dann, weil unter den Wirten wie unter den Kaufleuten sich Leute befanden, die sich beim Begehen von Schlechtigkeiten nicht lange besannen. Mit dem wachsenden Reiseverkehr hat sich im alten Griechenland eine Art Verkehrsrecht ausgebildet; so erlauchte z. B. das platonische Recht den Reisenden, von den Früchten der Obstbäume im Vorübergehen zu essen. Aber neben solchen Erleichterungen des Reisens waren auch manche Belästigungen vorhanden; Paßplackereien, Visitationen, Schikanen durch die Zöllner sollen schon damals an der Tagesordnung gewesen sein. Alle Arten der Reisen waren schon bei den Griechen vertreten, selbst die Badereisen fehlten in späterer Zeit nicht.

Nicht geringer wie in Griechenland wurde die Gastfreundschaft auch im alten Rom reich gepflegt: auch hier galt die Ausnahme Fremder als eine gottgefällige Handlung, die von jedermann heilig gehalten wurde. Die Entwicklung des römischen Gasthauswesens zeigt keine erheblichen Verschiedenheiten von der des griechischen. Zunächst war der Reisende bemüht, bei einem Gastfreunde einzukehren, und nur, wenn es an solchen fehlte, kehrte er in öffentlichen Wirtschaften ein. Die vornehmen Leute vermieden es, wenn irgend möglich, sich in einem Wirtshause zur Ruhe zu legen, denn in den römischen Beherbergungsbetrieben fehlte jede Bequemlichkeit, die Gäste waren meist Angehörige der niederen Stände. Wie schrecklich muß es in einem solchen Wirtshause ausgesehen haben, daß Horaz sich zu folgenden Worten hinreißen ließ: „Wer von Costua nach Rom reist und von Regen und Kot durchnäßt ist, wird dennoch sein Leben nicht in einem Wirtshause zubringen wollen.“ Daß das Gasthauswesen sich in einem so schlechten Zustande befand, ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß die reichen Reisenden ihre eigenen Zelte zum Uebernachten und viele Sklaven zur Bedienung mitführten, die Wirte daher nur selten Gelegenheit hatten, für die Bedürfnisse verwöhnter Leute Sorge zu tragen.

Sehr verschieden von den dem öffentlichen Verkehr dienenden Gasthäusern waren die zur Zeit der unter Augustus entstehenden Posteinrichtungen gebauten Staatsherbergen, die jeweils in einer Entfernung von einer Tagesreise von einander an den großen Heeresstraßen lagen. Diese römischen Staatsgasthäuser enthielten prächtig eingerichtete Wohngemä-

Mitteilungen der Schriftleitung.

An unsere Bezieser! Wir bitten unsere geehrten Abnehmer, die fällige Bezugsgebühr (24 K jährlich) niemals an den Schriftleiter dieses Blattes, sondern stets an die „Verwaltung der „Heimat“, Troppau, Niederring 3“ einzusenden.

cher, Bäder, Stallungen, Scheunen und besonders luxuriös eingerichtete Räume für die kaiserliche Familie. Nur den höheren Beamten, Richtern, Militärpersonen war gestattet, die kaiserliche Post in Anspruch zu nehmen sowie in den Staatsherbergen Verpflegung, Fourage, Wagen, Pferde und bewaffnetes Geleite zu verlangen. Als Ausweis führten diese Reisenden ein Diplom mit, das Aufschluß über die Art der Verpflegung und Dauer der Gültigkeit des Passes gab. Später wurde von den oberen Stellen ein schwunghafter Handel mit derartigen Postscheinen getrieben.

Mit dem Ende des Römerreiches gingen die alte Kultur und damit auch die verkehrswirtschaftlichen Errungenschaften zugrunde. Lange Zeit war an ein Aufblühen des Verkehrs nicht zu denken, denn die Völkerwanderung vernichtete und zerstörte, was noch aus der Glanzzeit des römischen Reiches erhalten geblieben war.

Erst mit dem Beginn des Mittelalters, nachdem die Völker Europas nach jahrhundertlangem kriegerischem Umherziehen wieder zur Ruhe gekommen waren, begann der friedliche Reiseverkehr und das Beherbergungswesen einer neuen Entwicklung zuzustreben. Besonders an den Landstraßen, die von den deutschen Gauen über die Alpen nach Italien führten, entstanden Gasthäuser und Herbergen. Bessere Beherbergungsverhältnisse traten erst um die Wende des 8. Jahrhunderts ein, nachdem Kaiser Karl der Große Stifte, Kirchen und Klöster angehalten hatte, für die Unterkunft der Reisenden Hospize einzurichten. Die Klosterkosthöfe haben teilweise infolge ihrer vorzüglichen Verpflegung große Berühmtheit erlangt und einen sehr umfangreichen Fremdenverkehr bewältigt. Bis auf die Gegenwart haben sich einzelne dieser Hospize erhalten, so z. B. das weltberühmte Skt. Gotthard-Hospiz.

Neben den Klosterhospizen entwickelte sich das eigentliche Gasthauswesen. Die meisten Wirtshäuser waren aber düstere Lokale, die erst allmählich eine freundlichere Ausstattung erhielten. An Stelle der Pergament- und Luchfenster kamen mit der Zeit Buzenscheiben. Die Berichte über das Gasthauswesen im Mittelalter sind spärlich, die meisten Hinweise sind in den alten Stadtverordnungen enthalten. So war in manchen Gegenden den Gastwirten untersagt, nach dem Läuten der Abendglocken Getränke mit Ausnahme an Fremde zu verabreichen, wo anders wieder durfte nach 11 Uhr abends einem Gaste weder etwas zu essen, noch etwas zu trinken gegeben werden. Reisende hatten nach ihrer Ankunft im Gasthause alle Waffen abzulegen.

Den Gastwirten war ferner streng vorgeschrieben, der Behörde stets Mitteilung über die bei ihnen abgestiegenen Fremden zu machen. Die Zahl der Gasthäuser in den größeren Städten war zur mittelalterlichen Blütezeit eine sehr große.

In Frankreich waren während des Mittelalters die Gasthäuser im allgemeinen in keiner guten Verfassung; obwohl die Behörde den Gastwirten gebot, nur durchreisende Leute zu beherbergen, waren die Gasthäuser gewöhnlich der Unterschlußp zweifelhaften Gesindels und der Aufenthalt in dieser Gesellschaft für bessere Reisende geradezu lebensgefährlich. Um den zahlreich vorkommenden Räubereien und Diebstählen, die von dem in den Gasthäusern verkehrenden Gesindel ausgeführt wurden, ein Ende zu bereiten und die Gastwirte zu veranlassen, dem Leben und Eigentum der einkehrenden Fremden besseren Schutz angedeihen zu lassen, erging im Jahre 1315 eine königliche Verordnung, nach welcher der Gastwirt für entwendetes Gut oder zurückgehaltene Sachen verstorbener Reisender den dreifachen Wert ersetzen mußte. Im Jahre 1407 wurden in Frankreich die Hotellisten eingeführt; jeder Gastwirt hatte die Verpflichtung, die Namen der bei ihm einkehrenden Gäste hierin genau zu verzeichnen.

Besonders ausgeprägt war das Gasthauswesen während des Mittelalters in Rom, das stets der Anziehungspunkt vieler Fremder gewesen war. Zum gegenseitigen Schutze gründeten die (Albergatori) Gastwirte Roms schon im 16. Jahrhundert eine Zunft mit genau festgelegten Satzungen.

Ueber das deutsche Gasthauswesen im 16. Jahrhundert gibt der witzige Erasmus von Rotterdam eine hübsche Beschreibung, die wohl der Uebertreibung nicht entbehrt, im großen und ganzen aber doch auf die Gasthäuser kleinerer Städte passen dürfte. Da die Schilderung des berühmten Humanisten die einzige ausführliche über das mittelalterliche Hotelwesen ist, sei sie im Wortlaut angeführt: „Bei der Ankunft grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten; denn die Gastwirte halten es für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange geschrien hast, steckt endlich irgend einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus gleich einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte. Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er nicht ab, so ersiehst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird

mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln; denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmtes Gasthaus, so zeigt dir ein Knecht den Stall und den freilich gar nicht bequemen Platz für das Pferd. Wenn du etwas tadelst oder irgendeine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: Ist dir es nicht recht, so suche dir ein anderes Gasthaus. Heu wird in den Städten ungen und sparsam gereicht und fast ebenso teuer als der Hafer selbst verkauft. Ist das Pferd besorgt, so begibst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. In dieser allen Gästen gemeinsamen Stube ziehst du dir die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnässten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, um dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist so unsauber, daß du dich nach einem anderen Wasser umsehen mußt, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um 4 Uhr nachmittags an, so wirst du noch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr; denn es wird nicht eher aufgetragen, als bis sich alle eingesunden haben, damit auch allen dieselbe Bedienung zuteil werde. So kommen in demselben geheizten Raume häufig 80—90 Gäste zusammen; Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt der eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt sich seine Schuhe oder Reitstiefel, kurz es ist ein Wirrwarr der Sprachen und Personen wie beim Turm von Babel. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschorenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande herein, läßt seinen Blick still und zählend nach der Zahl der Anwesenden umhergehen und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht. Dann geht er ab, kommt aber bald wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gäste. Sobald sich alle an die Tische gesetzt haben, erscheint wieder der fauersehende Ganymed und zählt nochmals die Gesellschaft ab und setzt dann vor jeden einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, daß sich jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen kochen,

reinigen kann. So sitzt man nicht selten eine Stunde, ohne daß irgend wer das Essen begehrt. Endlich wird der Wein von bedeutender Säure aufgesetzt. Fällt es nun einem Gast ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte von sonstwoher zu ersuchen, so tut man anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehrt umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: In diesem Gasthause sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich über meinen Wein beschwert; steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus. Denn nur die Adelligen ihres Volkes halten sie für Menschen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schlüssel. Die erste bietet fast immer Brotstückchen mit Fleischbrühe oder — ist es ein Fast- oder Fischtag — mit Brühe von Gemüsen übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fischarten oder Bökelfleisch oder Fisch. Wieder eine Musart; hierauf festere Speisen, bis dem wohlgezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmack vorgesetzt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben, und diese wird nach der Wasseruhr gemessen. Endlich erscheint der bewußte Bärtige oder gar der Gastwirt selbst, welcher letzterer sich am wenigsten von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch kesserer Wein herbeigebracht. Die besser trinken, sind den Wirten angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen als jene, die sehr wenig trinken; denn es sind nicht selten welche, die mehr als das Doppelte in Wein verzehren, was sie für das Gastmahl zahlen. Es ist zum Bewundern, welches Lärmen und Schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden; keiner versteht den andern. Ist endlich der Käse abgetragen, der nur schmackhaft ist, wenn er stinkt oder von Würmern wimmelt, so tritt jener Bärtige auf mit der Speisetafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise oder Halbkreise gezeichnet hat, diese legt er auf den Tisch hin, still und trüben Gesichts wie Charon. Die das Geschreie kennen, legen, und zwar einer nach dem andern, ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich diejenigen, die gezahlt haben und rechnet im stillen nach. Fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Zeche, wer es täte, der würde alsbald hören müssen: Was für ein Bursche bist

du? Du zahlst um nichts mehr als die andern. Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es, er solle warten bis die übrigen sich niederlegen. Dann wird jedem sein Nest gezeigt, und das ist nichts weiter als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vor sechs Monaten vielleicht zuletzt gewaschen worden.“ — Ganz so schlimm, wie es der große Holländer darstellt, mag es in den deutschen Gasthöfen damals wohl nicht ausgesehen haben. Die Erzählungen lassen aber immerhin darauf schließen, daß die Gasthäuser sich zu jener Zeit in einem sehr verbesserungsbedürftigen Zustande befanden. Auch 100 Jahre nach Erasmus wird vielfach noch über die Unsauberkeit in den deutschen Gasthöfen geklagt.

Das 17. und 18. Jahrhundert brachte keine Verbesserungen im Reiseverkehr und damit im Hotelwesen. Oed und ausgestorben waren die zur künstlerischen Blütezeit reich gewordenen Städte, denn die verheerenden Kriege hatten Armut über weite Gesilde gesät. Unter solchen Verhältnissen konnte sich der Reiseverkehr naturgemäß nicht entwickeln, es dauerte viele Jahrzehnte, bis sich die Verhältnisse wieder langsam besserten.

Ueber die Gasthofverhältnisse Berlins in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts berichtet der Chronist, daß damals, als Berlin nur etwa 130.000 Einwohner hatte, 9 Gasthöfe erster Klasse, 11 Gasthöfe zweiter Klasse und 13 Gasthöfe dritter Klasse vorhanden waren.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts stand der Reiseverkehr noch unter dem Zeichen der Postkutsche. Das Reisen war unbequem, denn einmal war die Beschaffenheit der Postwagen nicht dazu angetan, die Fahrt angenehm zu gestalten und dann gab es in Deutschland damals noch recht wenige Kunststraßen. In den Städten war überall das kleinbürgerliche Wesen vorherrschend, knapp und eng ging es in dem Haushalt der Städter zu. Das Eintreffen von fremden Reisenden in einer Stadt wurde geradezu als ein Tagesereignis angesehen. Die Gasthöfe waren nur in den größeren Städten modisch eingerichtet, besonders Leipzig war wegen seiner gut ausgestatteten Hotels berühmt.

Mit den gewaltigen Umwälzungen in der Verkehrstechnik, die sich im 19. Jahrhundert vollzogen, hat der gesamte Reiseverkehr ein verändertes Gepräge erhalten. Der Bau von Eisenbahnen und Dampfschiffen hat mit einem Schlage eine nie dagewesene Belegung des

Reiseverkehrs zu Wasser und zu Lande herbeigeführt. Und damit wurde der Grundstein zu einer neuen Entwicklung des Gasthausgewerbes gelegt. Ueberall hin strömt eine von Jahr zu Jahr sich steigende Zahl von Reisenden, der Kaufmann reist von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil, der Kranke und Erholungsbedürftige fährt nach den Bade- und Kurorten, der Tourist fährt in die Gebirgsgegenden, der Vergnügungsreisende sucht sehenswerte Orte auf, kurzum, aus den verschiedensten Ursachen heraus hat sich der moderne Reiseverkehr mit Hilfe der neuzeitlichen Verkehrsmittel entwickelt.

Die Gasthäuser mußten in ihren Einrichtungen und sonstigen Darbietungen dem vermehrten Reiseverkehr Rechnung tragen. Wir sehen daher das Hotelgewerbe seit der Einführung der Eisenbahnen und Dampfschiffe eine Entwicklung durchmachen, wie sie kaum einem anderen Gewerbebezweige vergönnt war. Während im 18. Jahrhundert und noch im Anfang des 19. Jahrhunderts das Hotelwesen kleingewerblichen Charakter zeigte, unterlag es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer Betriebsumwälzung. Es entstanden zahlreiche große Hotelbauten, deren Betrieb großkaufmännische Formen bedingte. Mit dieser gewaltigen Betriebsausdehnung sind die Bedeutung und die Aufgaben des Hotels im wirtschaftlichen Leben ungeheuer gestiegen.

Ueberall, wo die europäische Kultur eindringt, nistet sich das moderne Hotelwesen ein. Wie das Gasthaus vor Jahrtausenden und Jahrhunderten bereits Pionierdienste geleistet hat und seine Beschaffenheit stets auf den Einfluß der Sitten und Kulturvölker Erregenschaften höher stehender Völker schließen ließ, so bildet es auch heute noch in fernen Landen den Maßstab für das Vordringen europäischer Kultur. Das moderne Hotelgewerbe, das beinahe auf der ganzen Welt zu finden ist und sich in fieberhafter Tätigkeit immer weitere Gebiete dienstbar macht, trägt in ganz hervorragendem Maße zur Annäherung der Völker bei.

Es ist zu einem unentbehrlichen Faktor des wirtschaftlichen Lebens geworden.



Ein Brandunglück — und wie es danach kam.

Des schlesischen Dichters Karl Weisflog, genant die Sammlung „Die goldene Truhe“, Meistergaben älterer Erzähler und Dichter, Priebatsch's Verlag, Breslau und Oppeln. Dieser hochbegabte vollstümliche Erzähler lebte von 1770 bis 1828, zuletzt als Stadtgerichtsdirektor, in Sagan und es ist das Verdienst des Schriftstellers Wilhelm Müller-Rüdersdorf, uns die lebensvolle, gemüts warme und humorvolle Art des mit Unrecht fast Vergessenen wieder nähergebracht zu haben. Wir bringen aus der kleinen Sammlung die Erzählung „Ein Brandunglück und wie es danach kam“.

Der alte Hoforganist hub also an: „Es war eine traurige, kalte Dezembernacht, in der vor sechszwanzig Jahren Buchenrode abbrannte, wo ich als Kantor wirkte. Das ganze Dorf lag im Schlafe. Da — mit einem Male, um Mitternacht, erscholl der Schreckensruf: „Feuer! Feuer!“ — Gott im Himmel! Meine Margarete und ich hatten kaum Zeit, aus dem Bett und in die Kleider zu schlüpfen, dem kleinen Gottlieb das Röcklein überzuwerfen und den Säugling mit einigen Bettkissen zu umhüllen — denn gerade im Nachbarhause war das Feuer ausgebrochen. An ein Retten von Geld und Geldeswert und Möbeln war nicht zu denken. Der fürchterlichste Sturm brauste und machte alle Lösungsversuche unmöglich. Wie Raketen und Leuchtkugeln flogen die Schoben, und bald war ganz Buchenrode ein einziges Flammenmeer.“

Wir standen zitternd hinter dem brennenden Dorfe auf unsern Aeckern und hörten das Einstürzen der Dächer, das Gebrüll des armen verbrennenden Viehes und das Heulen und Wehegeschrei unserer Freunde. Jetzt — schon faßte die Flamme mein Dach und die Vorderstube — jetzt, o mein Gott! jetzt erst fiel mir's ein — — Ich riß mich von Weib und Kind los und stürzte in meine Wohnung. Mehr als mein Leben mußte ich ja noch retten: nämlich die dreihundert Orgelpfeifen, die ich mit zehnjährigem Fleiße komponiert hatte. Das Angstgeschrei meines Weibes verjagte hinter mir, und glücklich kam ich durch Rauch und Glut. Hoch in der Hand das Buch haltend, aber halb erstickt und arg zerschunden, kehrte ich zurück. Und jubelnd rief ich meiner Margarete zu: „Gott Lob! Gott Dank! Ich habe die Orgelvorspiele!“ — Ach, sie blieben das Einzige, was dem Verderben entrisfen wurde! Als die Sonne aufging, lag das schöne, große Kirchdorf mit Schule und Kirche in Asche und Ruinen.

Zehn Jahre war ich hier im stillen Kreise eines bescheidenen, nützlichen Wirkens glück-

lich gewesen. Nun stand ich auf einmal mit den Meinen brotlos da — ein Bettler, ein Heimatloser. Denn mit dem Wiederaufbau von Dorf und Kirche konnte man vorläufig nicht rechnen, ebenso wenig auf die Unterstützung unseres Herrn, des Grafen. Der schwelgte schon seit langen Jahren in Paris. Trotzdem war mir der Mut nicht geschwunden. „Beruhige dich, Margarete!“ sprach ich zu meinem weinenden Weibe. „Gott hat uns ja das Leben erhalten. Darum beruhige dich! Haben wir zudem nicht Freunde und Verwandte in der Hauptstadt? Die werden uns gewiß nicht im Stiche lassen. Und dann — besitze ich nicht meine dreihundert Orgelvorspiele? O Margarete, du wirst sehen, wie sich die Verleger, um sie gedruckt herausbringen zu können, darum reizen, wie sie froh sein werden, wenn ich sie für schweres Geld hingebende. Darum laß dein Klagen und komm' fort von diesem Orte des Schreckens!“

Den vierjährigen Gottlieb nahm ich an die Hand. Margarete trug den schreienden Säugling. Und so gingen wir fürbaß, immer die Straße fort, der Hauptstadt zu — ich freilich barhäuptig, da ich den Hut bei der Rettung meiner Orgelvorspiele verloren hatte.

Als wir dann vom Hügel, wo die drei Linden stehen, zum letzten Mal die Stätte schauten, auf der unser unglückliches Dorf stand, und sahen, wie die Morgensonne noch die dampfenden Rauchwolken färbte, da jagte Margarete traurig: „Nun haben wir nichts mehr als unsere Liebe und unsern himmlischen Vater!“ — „Der uns nicht verlassen wird!“ fügte ich an. Und froh stimmte ich an: „Be-
fiehl du deine Wege!“

Als Geld trug ich nur fünf Gulden bei mir. Aber wohnte nicht gleich in der Vorstadt der nur vier Meilen entfernten Hauptstadt der reiche Lederhändler, der unser Vetter war? Und hauste nicht drinnen in der Seilergasse der vornehme und angefehene Justizrat, den ich einmal mit Frau und Kind in Buchenrode drei Tage lang gepflegt hatte, als sein Wagen umgeworfen und der alte Lante die Hüfte ausgerenkt wurde? Hatte er mich nicht tausendmal sein „liebes Fründchen“ genannt und mir feierlichst zugeschworen, mir bei bester Gelegenheit den Liebesdienst reichlich zu vergelten? Waren dann nicht in der Stadt drei Buch- und Musikalienhandlungen? Konnte es mir da also irgendwie fehlen? Und wohnte nicht ebenso in der Stadt unser allerbesten Freund — unser Herrgott?

Wahrlich, nie begrüßte eine abgebrannte Familie, die eben alles verloren und vor Frost und Müdigkeit der Ohnmacht nahe war, die

Türme einer Stadt mit freudigeren Gefühlen, als wir den Türmen der Hauptstadt entgegen- sahen, die im Strahle der sinkenden Abend- sonne glänzten.

Halbtot gelangten wir schließlich vor die Tür unseres Betters, des Lederhändlers. Klappernd vor Frost, zog ich die Klingel, die drinnen gewaltig lärmte und Hundegebell weckte, so daß der kleine Gottlieb sich erschrecken in Mutters Rock verbarg. „Wer ist da?“ fragte der Bette aus einem Fenster des Mittelstockes.

„Wir sind's!“ gab ich zur Antwort, „Andreas aus Buchenrode, mit Weib und Kind! Macht nur flugs auf, Herr Bette! So bald werdet ihr uns nicht wieder los.“

„Was?“ rief der Bette, „was wollt ihr? Und warum kommt ihr mit der ganzen Gesellschaft?“

„Warum?“ entgegnete ich. „Weil wir vergangene Nacht abgebrannt sind und alles verloren haben! Darum macht nicht erst viel Umstände, lieber Bette! Laßt aufschließen und die Frau Muhme den Topf zum Warmbier hinsetzen, denn wir sind erstarrt und hungrig bis auf den Tod.“

„Ei,“ krächte der Bette herab, „seht mir doch das Lumpenpack! Schert euch ins Wirtshaus, wenn euch hungert! Bei mir kommt ihr nicht an. Schert euch zum Henker!“ Und damit schlug er das Fenster zu.

Da standen wir nun in der grimmigen Kälte, bei einbrechender Nacht. Die beiden Kinder zitterten und weinten. Ich aber sagte zu meinem Weibe: „Pfiu, Margarete! Der Herr Bette ist deiner Tränen nicht wert.“ Und so gingen wir in den „Roten Regal“, da wir doch jetzt am Abend dem vornehmen Justizrate nicht zur Last fallen konnten.

Hier saßen wir wenigstens in warmer Stube, und die Wirtin brachte uns eine labende Biersuppe. Dies und die frohe Aussicht auf den folgenden Tag ließ uns bald den Bette und unser Leid vergessen. Und es stimmte uns so heiter und wohlgenut, daß ich eine Kühnheit beging und zum Butterbrot einen Käse und einen Krug Bier geben ließ. „Ach,“ dachte ich, „der Justizrat und der Erwerber meiner Noten bezahlen ja doch alles!“

Getrost sanken wir auf die harte Streu und schliefen allesamt fest wie die Ratten und traumlos dem kommenden Tage entgegen, dem verhängnisvollen, entscheidenden. Es war der siebzehnte Dezember, also gerade heut' vor sechsundzwanzig Jahren.

Früh um neun Uhr — da ich dann erst mit Anstand den vornehmen Herrn sprechen konnte — setzte sich meine arme Karawane in Bewegung, nachdem wir vom schelmischen Wirt im „Roten Regal“ Abschied genommen, der mir für den einzigen Abend zwei Gulden abgezwickelt. Und so gelangten wir in die Seiler- gasse.

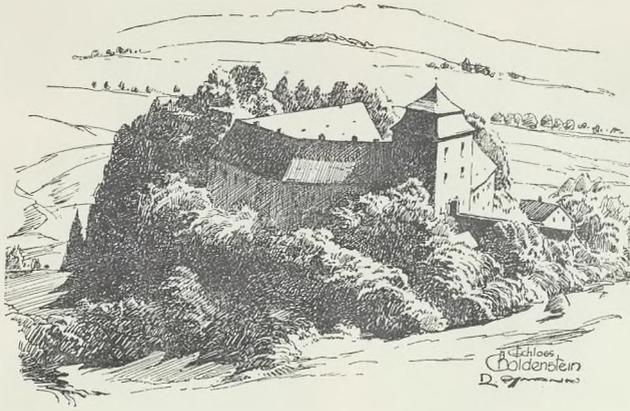
Hier ward uns ein ganz anderer Empfang als beim Lederhändler. Der Herr Justizrat ließ uns gleich ins Haus treten und kam selbst mit der Morgenpeise die Treppe herunter. Ich berichtete kurz über unser Unglück und wer ich sei, und hoffte nun, daß das „liebe Freundchen“ stracks sich beweisen und durch Rat und Tat unserer Not ein schnelles Ende bereiten würde. Allein, der Herr Justizrat kannte uns nicht mehr und wußte sich auch auf die fatale Geschichte mit dem Wagen und mit der ausgefallenen Hüfte der wackelzahnigen Tante nicht mehr zu besinnen. Ich mochte seinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen wie ich wollte — genug, es blieb dabei: er kannte uns nicht mehr. Doch rührte ihn unser Unglück, und er drückte mir ein Achtgroßchenstück in die Hand, indem er uns höflich zur Haustür hinausdrängte. Ich warf ihm aber das Geld durch die Spalte der Tür vor die Füße und stand nun wieder mit dem klagenden Weibe und den zitternden Kindern hilflos auf offener Straße.

„Margarete,“ sprach ich, „du gehst mit den Kindern einstweilen wieder in den Roten Regal. Bald bringe ich Hilfe, so Gott will, und zwar ordentliche. Wir wollen auch gar nicht mehr betteln. Hole der Henker den Lederhändler und den Justizrat! Und laß uns das bessere Teil erwählen! Das ist das Gewisse. Ja, nun geht's über eure Geldfäcke, ihr wackeren Musikalienhändler! Wer am meisten von euch gibt, der hat sie“ — ich meinte die Orgelworspiele. Und wohlgenut trabte ich, zwar noch immer barhäuptig, in den vor mir sich öffnenden Buchladen.

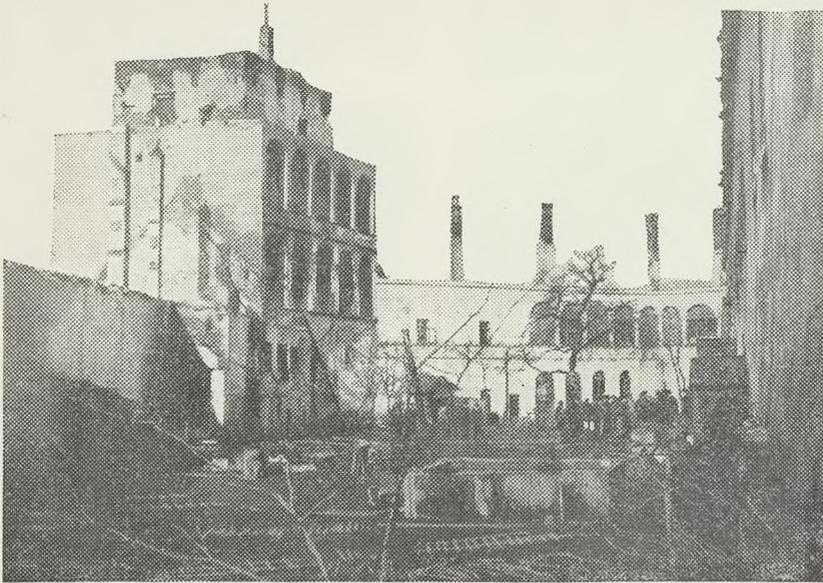
Hier kroch hinter dem Tische ein kleines Männchen mit einer Stahlfederbrille hervor und fragte, indem es mich anlockte, wer ich sei und was ich wolle.

Ich sagte nur ganz kurz, ich sei der Kantor Andreas aus Buchenrode, ein Schüler des großen Orgelmeisters Johann Sebastian Bach, und bringe hier dreihundert von mir geschaffene Orgelworspiele, die ich ihm zum Verlag anbiete.

(Fortsetzung folgt.)



Schloß Goldenstein in Mähren.
Vor dem Brande.



Brandstätte.